

Hansjörg Dilger, Angelika Wolf,
Urte Undine Frömming, Kerstin Volker-Saad (Hg.)

Moderne und postkoloniale Transformation.
Ethnologische Schrift zum 60. Geburtstag von Ute Luig



Prof. Dr. Ute Luig

Berliner Beiträge zur Ethnologie
Band 6

Hansjörg Dilger, Angelika Wolf,
Urte Undine Frömming, Kerstin Volker-Saad (Hg.)

Moderne und postkoloniale Transformation
Ethnologische Schrift zum 60. Geburtstag von Ute Luig

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf holz- und säurefreiem Papier, 100 % chlorfrei gebleicht.

© Weißensee Verlag, Berlin 2004
Kreuzbergstraße 30, 10965 Berlin
Tel. 0 30 / 91 20 7-100
www.weissensee-verlag.de
e-mail: mail@weissensee-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagbild: Ein Stuhl der Tonga in Sambia (Privatbesitz von Ute Luig,
Foto: Ulrich Luig)

Seite II: Porträt von Ute Luig (Foto: Johanna Offe)

Bildbearbeitung: Marisa Maza

Printed in Germany

ISBN 3-89998-042-5

Vorwort

Mit diesem Band möchten wir Ute Luig zum 60. Geburtstag gratulieren und ihr unseren Dank aussprechen. In ihren Jahren am Institut für Ethnologie der Freien Universität Berlin hat Ute Luig eine Vielzahl von Studierenden nicht nur betreut, sondern auch nachhaltig inspiriert. Ihr freies und kritisches Denken sowie ihre oft unsichtbar führende Hand sind sowohl in den bei ihr entstandenen Magister- und Doktorarbeiten als auch in vielen der hier versammelten Beiträge deutlich zu erkennen.

Die Aufnahme in das Magistranden- und Doktorandenkolloquium von Ute Luig ist immer eine besondere Ehre, wobei sie – um eine ihren Maßstäben genügende Qualität zu sichern – diese Aufnahme von einem entweder theoretischen oder regionalen Schwerpunkt, der auch ihren Kenntnissen entspricht, zur Voraussetzung macht. Die dadurch entstehende Kontinuität schlägt sich in einem ganz besonderen Geist der Zusammenarbeit nieder. Unser Engagement soll als Ausdruck unserer Wertschätzung und Zuneigung zu Ute Luig verstanden werden.

Wir möchten uns besonders bei denjenigen Autor/inn/en bedanken, die mit ihren Anregungen zum Entstehen des Bandes beigetragen haben.

Berlin, 22. Juni 2004

Das Herausgeberteam

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
Einleitung: Moderne und postkoloniale Transformation in einer vernetzten Welt <i>Hansjörg Dilger und Urte Undine Frömming</i>	1
I. TEIL: Körper und Geschlecht	19
Local Modernities – Women and Higher Education in the South Pacific <i>Sina Emde</i>	22
Dosenfisch und ‚Früchte des Landes‘ – Kochen als Strategie um Identität und Überleben <i>Anette Schade</i>	39
Hirsemahllieder – vergessene Tränenworte? Fragen zu einer weiblichen Gesangsform zwischen Leben und Ahnenwerdung <i>Heike Wildemann</i>	54
Techniken der <i>Artikulation</i> : Zur ethnologischen Interpretation körperlicher Praxis <i>Nadine Sieveking</i>	71
II. TEIL: Gewalt	85
Theoretische Überlegungen zu physischer Alltagsgewalt in Samburu <i>Lisa Ott</i>	88
Frauenrechte und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika <i>Rita Schäfer</i>	101
Eritrea und der Krieg: Frauen im Spannungsfeld von traditionellen Kompetenzen und militärischer Notwendigkeit <i>Kerstin Volker-Saad</i>	114
Effects of Family Structure on Physical Child Abuse in Igboland – A Research Design <i>Chibuzo Agu</i>	128

III. TEIL: Gesellschaftliche und religiöse Dimensionen von Krankheit und Leid	143
Die Gottheiten sprechen, die Gottheiten tanzen: Besessenheit in Asante (Südghana) <i>Jochen Seebode</i>	146
„Taking Death Away“. Veränderungen des Witwenreinigungsrituals in der Folge von AIDS. Vorläufige Ergebnisse einer Fallstudie bei den Bemba in Sambia <i>Johanna A. Offe</i>	162
Kinderhaushalte als Folge der Aidsepidemie im südlichen Afrika <i>Angelika Wolf</i>	177
Verwandtschaft und rituelle Praxis in der Moderne: die Aushandlung von ‚Zugehörig- keit‘ im Spannungsfeld von Land-Stadt-Migration und HIV/AIDS in Tansania <i>Hansjörg Dilger</i>	193
IV. TEIL: Transnationale Räume, Natur und Landschaft	209
„What am I doing here.“ Zur Fraglosigkeit eines fragwürdigen Tuns, Bruce Chatwin <i>Sabine Boomers</i>	212
Das Cape Coast Castle (Ghana) als Heterotopie: Geschichte und Gegenwart eines umstrittenen Ortes <i>Katharina Schramm</i>	227
What Happened to the <i>Chaakara</i> ? The Formation of Coastal Mud Banks and the Reformation of Local Environmental Knowledge in Kerala (South India) <i>Götz Hoeppe</i>	242
Schneesmelze am Kilimanjaro. Über die touristische Eroberung afrikanischer Natur in der ästhetischen Moderne <i>Urte Undine Frömming</i>	258
Epilog: Ein Geist solidarischer Vielfalt – Von der Bedeutung wissenschaftlicher Produktionsräume <i>Judith Albrecht und Kristine Krause</i>	275
Werkverzeichnis Ute Luig	283
Autorenverzeichnis	291

Einleitung: Moderne und postkoloniale Transformation in einer vernetzten Welt

Hansjörg Dilger und Urte Undine Frömming¹

A river is enlarged by its tributaries. Swahili-Sprichwort (Ostafrika)

Hintergrund und Aufbau des Buches

Der vorliegende Band versammelt Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die trotz ihrer unterschiedlichen Forschungsrichtungen eines gemeinsam haben: Sie durchliefen in den Jahren von 1997 bis 2002 entweder die ‚harte‘ Schule des Magistranden- und Doktorandenkolloquiums von Prof. Dr. Ute Luig am Institut für Ethnologie der Freien Universität Berlin oder waren dort als wissenschaftliche Mitarbeiter in ihrem Bereich tätig. Anlässlich des 60. Geburtstags von Ute Luig verfasst, stellen die hier versammelten Artikel zum einen die regionale und thematische Vielfalt ihrer Forschungsinteressen dar, was sich auch in den von ihr betreuten und geförderten Arbeiten widerspiegelt. Zum anderen verweisen die Beiträge dieses Buches darauf, dass die von Luig verfolgte Forschungstradition an parallele theoretische Strömungen in der Ethnologie anschließt und sie zeigen auf, wie sich dies in der Bearbeitung spezifischer Themenkomplexe niederschlägt.

Um diesen Ansprüchen zumindest ansatzweise gerecht werden zu können, möchten wir zunächst zwei Merkmale hervorheben, die unseres Erachtens sowohl die von Luig betreuten und (mit-)initiierten Forschungsarbeiten als auch ihre eigenen Publikationen kennzeichnen. Zum einen fiel uns bei den Vordiskussionen zu diesem Buch auf, wie weitreichend der thematische und regionale Fokus von Ute Luigs eigenen Veröffentlichungen und der von ihr betreuten Forschungen ist.² Die Auseinandersetzung mit den Themen Religion, Geschlecht und Natur ist hier ebenso hervorzuheben wie die Beschäftigung mit Krankheit, Gewalt und Körper. Und während Luigs eigene Arbeiten sich vorwiegend auf das subsaharische Afri-

¹ Wir möchten Kerstin Volker-Saad, Angelika Wolf und Sabine Boomers für Ideen und kritische Anmerkungen, die in die vorliegende Einleitung eingeflossen sind, danken.

² Für einen Überblick über Luigs Arbeiten siehe ihr Werkverzeichnis am Ende des Sammelbandes.

ka beziehen – dabei jedoch wiederum von Uganda und der Elfenbeinküste bis hin zu Südafrika, Sambia, Simbabwe und Tansania reichen –, hat sie eine große Anzahl von Magister-, Dissertations- und Postdoktorandenforschungen betreut, die sich auf den asiatischen Raum bzw. auf die Auseinandersetzung mit Gesellschaften in Nordeuropa und in den USA beziehen.

Die Offenheit für Themen und Regionen, die Ute Luigs Forschungsansatz kennzeichnet, schlägt sich zum anderen in ihrem Anspruch nieder, dass ethnologische Forschungen immer in die weiteren wissenschaftshistorischen und gesellschaftspolitischen Zusammenhänge einzubetten sind. Die heutige Ethnologie ist nicht mehr gleichbedeutend mit Untersuchungen auf der Mikroebene, in denen spezifische kulturelle und soziale Praktiken oder Symbolsysteme in einer lokal eindeutig einzugrenzenden kulturellen bzw. sozialen Einheit beleuchtet werden. Handlungen und Ideen einzelner Akteure und von Gruppen von Akteuren stehen immer in Zusammenhang mit den weiteren politischen, kulturellen und ökonomischen Strukturen, die teilweise international – teilweise aber auch auf nationalstaatlicher Ebene oder in einer spezifischen Lokalität – produziert werden. Vor diesem Hintergrund ist die Ethnologie spätestens seit den 1970er Jahren gefordert, politische und ökonomische Kontexte in die Analyse lokal erhobener Daten mit einzubeziehen und den wechselseitigen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellem bzw. kollektivem Handeln transparent zu machen. Später dann – im Rahmen der Diskussion um Globalisierung und *multi-sited ethnographies* – forderten Ethnologen, auch den ‚Bewegungen‘ einzelner Akteure, Gegenstände und Ideen über lokale und nationale Grenzen hinaus gerecht zu werden und zu untersuchen, wie sich die Verwobenheit zwischen unterschiedlichen Örtlichkeiten in der Konstitution sozialer und kultureller Praxis niederschlägt (vgl. Appadurai 1991; Marcus 1995; Welz 1998). Nur indem diese verschiedenen weiteren Bezüge berücksichtigt werden, kann eine gesellschaftsrelevante Ethnologie entstehen, die zu Aussagen führt, welche mehr als nur lokal-spezifischen Charakter haben und die damit auch an aktuelle gesellschaftspolitische Debatten und Ereignisse anschließen.

Die veränderten Forschungskonstellationen, die sich vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen ergeben, spiegeln sich u. E. insbesondere darin wieder, dass Ute Luig uns in ihrem Magistranden- und Doktorandenkolloquium aufforderte, mit einem ‚kritischen Blick‘ immer neue Aspekte gesellschaftlichen Handelns freizulegen, um dadurch zu einer differenzierten Einordnung der eigenen Daten zu gelangen. Eine wesentliche Maxime der von ihr im Kolloquium geprägten Diskussionen war es, Querverbindungen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Ebenen herzustellen – eine rein deskriptive Darstellung der erbrachten Forschungsergebnisse genügte ihr nicht. Oft war ferner der Hinweis kennzeichnend, sich für ein besseres Verständnis spezifischer Themen mit der ethnographischen Literatur über andere Regionen der Welt und aus anderen Wissenschaftsdisziplinen zu befassen: Erst auf der Basis eines gesellschaftsverglei-

chenden Ansatzes und aus der Auseinandersetzung mit den in anderen Disziplinen gewonnenen methodologischen und theoretischen Erkenntnissen (z.B. der Philosophie, der Soziologie, der Geographie, den Gesundheits- oder den Geschichtswissenschaften) konnte ein wissenschaftlicher Standpunkt formuliert werden, der dann auf die Analyse der eigenen Forschungsdaten angewandt wurde.

Diese verschiedenen Momente, die wir als prägend für das wissenschaftliche Arbeiten bei Ute Luig empfinden, gab das Herausgeberteam den Autor/inn/en schließlich – neben den weiter unten formulierten theoretischen Rahmendebatten – als ‚Leitgedanken‘ für das Schreiben mit auf den Weg.

Dieses Buch stellt auf unterschiedlichen Ebenen Verbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen und ihren Verfassern her. Zum einen werden thematische Bezüge zwischen den jeweiligen Artikeln, die in vier Themenblöcken zusammengefasst sind, durch Zwischeneinleitungen hergestellt, in denen sich der Leser auch einen Überblick über die Kernaussagen der einzelnen Artikel verschaffen kann. Zum anderen werden Querverbindungen zwischen den Autor/inn/en selbst im Epilog sichtbar gemacht, der sich mit dem Magistranden- und Doktorandenkolloquium von Luig befasst, an dem die meisten Autor/inn/en dieses Buches teilgenommen haben und das viele von uns als sehr fruchtbar und stützend für die Erstellung unserer Arbeiten erlebt haben: In diesem Sinne stellt der Diskussionsraum, der sich in diesem Kolloquium insbesondere in den Jahren zwischen 1997 und 2002 etabliert hat, eine wesentliche Grundlage für den „Geist der solidarischen Vielfalt“ dar (Albrecht und Krause, in diesem Band), aus dem heraus die Idee zu diesem Buch entstanden und zur Realisierung gebracht wurde.

Schließlich wollen wir in der vorangestellten Einleitung die theoretischen Grundlagen, die quer zu den inhaltlichen Gemeinsamkeiten der Beiträge laufen und die gleichzeitig auch einen Schwerpunkt in Ute Luigs eigenen Arbeiten darstellen, herausarbeiten und einer näheren Betrachtung unterziehen. Kennzeichnend für Luigs Arbeiten sind dabei u. E. insbesondere die Auseinandersetzung mit den Themenkomplexen der Moderne und der postkolonialen Transformation, die zum einen im Hinblick auf die mit diesen Themen verbundenen Theorien eine wichtige Rolle in den Diskussionen des Kolloquiums gespielt haben, die zum anderen aber auch Eingang in die Beiträge dieses Buches gefunden haben. Wir sind uns bewusst, dass sich die Diskussionen um ‚Moderne‘ und ‚postkoloniale Transformation‘ in den meisten Beiträgen des Buches nur implizit – nur selten auch explizit – wiederfinden; eine solchermaßen eindeutige theoretische Verortung war von den Autor/inn/en auch gar nicht verlangt worden. Dennoch gehen wir davon aus, dass die Artikel dieses Buches – auch wenn sie weder im Einzelnen noch in ihrer Gesamtheit den Anspruch haben, einen grundlegend neuen Beitrag zu diesen komplexen Debatten zu leisten – von den Diskussionen über Moderne und post-

koloniale Transformation geprägt wurden. Diesen weiteren gedanklichen Rahmen herzustellen – und weniger die Beiträge *im Einzelnen* in spezifischen Theorie-Debatten zu verorten – ist daher im Folgenden der Anspruch dieser Einleitung.

Ethnologische Reflexionen über die Moderne

Die definitorische Uneindeutigkeit des Epochenbegriffs ‚Moderne‘, auf die von verschiedener Seite immer wieder hingewiesen wurde (vgl. Gumbrecht 1978; Habermas 1985), ist nach wie vor Status quo und schon bei der zeitlichen Datierung des Begriffs ‚Moderne‘ stößt man auf Schwierigkeiten. Ende des 5. Jahrhunderts nach Chr. wurde das Wort *modernus* erstmals als Abgrenzung der christlichen Gegenwart von einer heidnisch-römischen Vergangenheit erwähnt (vgl. Jauß 1970: 15ff.). Die Zeit zwischen 1750 bis 1850 wird oftmals als historischer Zeitpunkt für den Beginn der Ausdehnung bzw. Durchdringung der Gesellschaft durch die Moderne genannt, wobei das, zuerst von Bernhard von Chartres verwendete Bild der *moderni* als Zwerge, die auf den Schultern von Riesen (*antiqui*) sitzen, als Symbol für eine Bewunderung der Vergangenheit „als Voraussetzung seiner Überbietung in der Gegenwart“ (Gumbrecht 1978: 97) galt. In der durch die französische Klassik eingeleitete *Querelle des Anciens et des Modernes* kommt es zu einem wesentlichen Bruch mit dem klassisch-universalistischen Welt- und Menschenbild. Der von der Partei der *Modernes* in die Diskussion eingebrachte Fortschrittsgedanke, der seit Kopernikus und Descartes die Wissenschaft und Philosophie prägte, richtete sich gegen die Vorbildfunktion der Antike (vgl. Jauß 1970: 31). Ute Luig begründet in dem von ihr mit Hans-Dietrich Schultz herausgegebenen Buch „Natur in der Moderne“ (2002) ihr Festhalten an dem Epochenbegriff der Moderne mit Hinweis auf den Ausgang der *Querelle* und der damit verbundenen Erkenntnis, dass jede Epoche ihren Eigenwert besitzt und daher der Vergleich von Antike und Aufklärung, respektive Romantik, bezüglich der höchsten kulturellen Entfaltung obsolet wird (Luig 2002a: 4). Ein weiterer Beweggrund, an dem Modernebegriff festzuhalten, ist für Luig, mit Verweis auf Kosselleck (1989: 302ff.), „die Überzeugung dass die Zeit zwischen 1750 und 1850 auch inhaltlich eine ‚neue Zeit‘ und ein neues Verhältnis zur Natur signalisierte“ (Luig ebd.).

Die charakteristischen inhaltlichen Prinzipien der modernen Welt zeigen sich nach Hegel und Rousseau insbesondere in den Errungenschaften der Aufklärung: subjektive Freiheit und Reflexion sowie okzidentaler Rationalismus. Als Preis dieser Errungenschaften wird der ‚Verlust des Mythos‘, Entzweiung und Entzauberung sowie ein durch die Spaltung von Sozialstruktur und Individuum einhergehendes Identitätsproblem (vgl. Luckmann 1972) beklagt. Darüber hinaus muss sich die Moderne, die mit dem Alten abgerechnet und gebrochen hat, wie Haber-

mas (1988: 12) es ausdrückt, „aus sich selbst heraus stabilisieren“, sich „selbstvergewissern“. Ob sie es will oder nicht – in diesem modernen Bedürfnis nach Selbstvergewisserung hat die Ethnologie eine ihrer starken Wurzeln und sie kennt die Problemfelder der westlichen Moderne: Entkörperlichung, Religionsverlust, Verlust an Verwandtschafts- und ‚Stammesverbänden‘, die Entfremdung von der Natur und ein ambivalentes Verhältnis zu nichtwestlichen Gesellschaften.

Die Ethnologie nimmt besonders ab Mitte des 20. Jahrhunderts eine interessante Gegenposition zum eurozentristisch geprägten philosophischen Diskurs der Moderne ein. Während die an eine hegelsche Tradition anknüpfenden Theoretiker, wie Gehlen, Foucault, Mittelstraß und andere den Verlust einer Einheitskultur bedauern und entweder, wie insbesondere viele Künstler in dieser Zeit, mit der Postulierung der Moderne als „Postmoderne“ (vgl. Featherstone 1988; Welsch 1997) die Krise der westlichen Moderne zu bewältigen versuchen oder aber in der Beschreibung der Krise stecken bleiben, sahen sich Ethnologen in einem Erkenntnisdilemma, das sie aber mehr oder weniger geschickt zu bewältigen wussten. Zum einen galt es, die eigene Geschichte kritisch aufzuarbeiten und die frühen verheerenden Fehler der Anthropologie und Völkerkunde sowie die Aufzeichnungen von Missionaren zu korrigieren, indem durch eine Flut von Publikationen, besonders seit den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts bis ins 21. Jahrhundert hinein, nachgewiesen wurde, dass der so genannte ‚Primitive‘ alles andere als primitiv ist, nämlich zu komplexem rationalen Denken und Kategoriebildung fähig, die dem ‚modernen‘ Menschen mitunter sogar weit überlegen ist.³

Zum zweiten musste mit den Reiseberichten von Forschungs- und Handelsreisenden, wie bspw. mit dem Exotismus eines Bougainville (vgl. hierzu Kohl 1986; Fink-Eitel 1994) aufgeräumt und schließlich insbesondere die Geschichte der Kolonialisierung verarbeitet werden. Die paradisiischen Inseln mit barbusigen Schönheiten, üppiger Vegetation und gemächlichem, friedvollen Beisammensein wurden ins Reich der Phantasien und Träumereien unverbesserlicher Zivilisationsflüchtiger verbannt. Stattdessen wurden Versuche angestellt, fern von Illusionismus den tatsächlichen Lebenszusammenhang der ‚Wilden‘ zu erforschen, die sich dabei als durchaus zivilisiert und gar nicht so sehr exotisch entpuppten: konfliktreich das Leben auch dort, voller Missgunst, Armut und Leid und gleichzeitig voll widersprüchlicher religiöser Bedeutungen. Die „Wilden“ waren also weder dumm, noch lebten sie im Paradieszustand. Erstes bewies man gerne, mit letzterem tat man sich etwas schwerer und löste die Enttäuschung darüber, dass man den ‚edlen Wilden‘ zu Grabe getragen hatte, z.B. mit spannenden linguisti-

³ Neben Lévi-Strauss’ „Das wilde Denken“ (1968) waren dies z. B. Conklin mit „Hanunóo Color Categories“ (1955) oder Fox mit „The Pinatubo Negritos: their useful plants and material cultures“ (1953).

schen Entdeckungen, die, wie andere Beweisführungen auch, in ‚vormodernen‘ Gesellschaften eine Quasitechnologie bzw. wissenschaftliches Denken zu entdecken meinten.⁴ Das Erkenntnisinteresse konzentrierte sich auf all das, wo die ehemals ‚Wilden‘ dem industrialisierten Menschen überlegen zu sein schienen, immer jedoch auf der Hut vor dem Exotismusvorwurf, einem Romantizismusverdacht, der in der Historie der Forschungsreisen und deren Fiktionalisierung begründet liegt.

Die empirische, komparative und historische Ausrichtung der Ethnologie ermöglicht ihr eine Untersuchung der Konsequenzen der okzidentalischen Moderne für die eigenen und für nichtwestliche Gesellschaften und die Überwindung moderner Aporien durch die aktive Suche nach einer dialektischen Bewältigung der dichotomen Weltansicht wie z. B. des (scheinbaren) Widerspruchs von Religion und Vernunft, von Natur und Zivilisation, aber auch eine Auseinandersetzung mit transnationalen politischen und wirtschaftlichen Vernetzungen und ihren Auswirkungen auf die kulturelle Moderne und umgekehrt. Dass dabei dann auch die ‚Wiederverzauberung‘ (vgl. Zakai 2003; Aupers und Houtman [in print]) der westlichen Gesellschaften entdeckt wird, erscheint nicht nur als eine logische Konsequenz dieser Verflechtungen unterschiedlicher Konstrukte der Moderne, also ihrer Kontingenz, wie zum Beispiel auch der Entstehung einer „ästhetischen Moderne“ (vgl. Vietta und Kemper 1998), sondern ergibt sich außerdem aus der Einsicht in räumlich (Urbanität versus Ruralität) und schichtspezifisch unterschiedlich ausgeprägte Moderneformen und dies gleichermaßen in westlichen und in nichtwestlichen Gesellschaften.

Während die einen die Wiederverzauberung beschwören, befürchten andere, insbesondere im Zuge der Ereignisse des 11. September 2001, dass am Anfang des 21. Jahrhunderts die westlichen Errungenschaften der Moderne vor allem in den USA gefährdet seien, wie die Wurzeln der politischen Aufklärung um 1800, der Pragmatismus und der nach 1945 wiedergekehrte Internationalismus. Diese Entwicklungen weisen auf die Notwendigkeit einer Reflexion über den möglicherweise „gespaltenen Westen“ (Habermas 2004) und damit auch auf unterschiedliche Entwicklungen der Moderne hin.

Die nicht-universalistische Auffassung, dass Moderne nur im Plural zu begreifen ist und ihre globalen Verwobenheiten zu berücksichtigen sind, hat Ute Luig im

⁴ Seien es die Inuit, die insgesamt 12 Bezeichnungen für Schnee haben oder die Hanunóó, die 12 Tausendfüßlersorten kennen oder, wie Thomson es formuliert: „Die Eingeborenen (...) sind fähig, unverzüglich und mit größter Genauigkeit die Bäume aufzuzählen, die zu jeder Gemeinschaft gehören, die Faser- und Harzsorten, die Gräser, Rohstoffe, die sie sich dort beschaffen, sowie Säugetiere und Vögel, die zu bestimmten Zonen gehören...“ (Thomson 1946, zit. nach Lévi-Strauss 1968: 60).

Rahmen einer mit Shalini Randeria und Martin Fuchs im Sommer 2000 im Haus der Kulturen der Welt in Berlin durchgeführten internationalen Konferenz vertreten. Im Zentrum der Diskussion stand hierbei der Begriff der *entangled modernities* („verwobenen Modernen“, vgl. Randeria 1999). Dieses Ideenkonstrukt hebt sich von anderen Modernekategorien, wie z.B. *alternative modernities* (Appadurai 1991) oder *parallel modernities* (Larkin 1997) insofern ab, als dass es die transnationalen Wechselwirkungen – oder eben Verwobenheiten – unterschiedlicher Moderneformen in die Untersuchung mit einbezieht und diesen *many modernities* (vgl. Comaroff 1993: xi) in ihren heterogenen Ausdrucksformen und ihrer Prägung durch translokale, globale Strömungen, aber auch ihren Ähnlichkeiten, nachspürt. Lösungsansätze für eine wirkliche Abhilfe bei Krisen und Konflikten sind nicht ausschließlich in westlichen Modernekonzepten zu finden: Gerade weil so genannte *less developed countries* sich in bestimmter Hinsicht ‚entwickelter‘ zeigen als weitläufig angenommen wird, sollten die transnationalen Austauschprozesse reflektiert werden, die die Beziehungen zwischen Industrienationen und ärmeren Ländern bestimmen und die einen Dialog – keine postkoloniale Diktion – erfordern.

Dies alles bedeutet in der Konsequenz jedoch kein einseitiges und unreflektiertes Wiederanschießen an einen Diskurs, der die ‚Krise der Moderne‘ (vgl. Hegel 1986) beklagt und nach romantischen oder exotisierenden Lösungen sucht – gleichwohl krisenhafte Aspekte nicht verleugnet werden müssen. Vielmehr bedeutet dies zum einen eine aktive Auseinandersetzung mit dem ‚toten Winkel‘ der Moderne, wie z. B. Gewalt, Krankheit, Naturzerstörung und anderer menschlicher Orientierungslosigkeit in Hinblick auf ontologische Fragen. Zum anderen bedeutet dies aber auch die Anerkennung und Erforschung der schillernden Chancen, wie z.B. den freien Willen und die Wahl des Menschen im Spannungsfeld mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Werten und Normen, innerhalb der westlichen *und* der nichtwestlichen Moderne. Der Blick in verschiedene nicht-europäische Gesellschaften führt zu der Erkenntnis, dass eine begrenzte europäisch-monokulturelle oder nationalstaatliche Perspektive internationale, historisch geprägte translokale Austauschbeziehungen und ihre globalen Dynamiken negiert, welche jedoch nicht zuletzt die Entwicklung der westlichen Moderne mit voran getrieben haben. Es gilt also im Folgenden, auf die unterschiedlichen Verlaufsformen der Moderne in westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften hinzuweisen und somit ein unausgesprochenes Versprechen einzulösen, welches die Ethnologie nicht nur der eigenen kulturellen Moderne, sondern auch ihren transkulturellen Verflechtungen schuldig ist.

Postkoloniale Transformation als prägendes Element der Moderne

In vielen Gesellschaften, mit denen sich die Ethnologie bis heute beschäftigt, konstituierten sich die ersten Begegnungen mit der europäischen Moderne zunächst durch den Sklavenhandel sowie durch Missions- und Handelsgesellschaften, später dann aber insbesondere durch den Kolonialismus und seine (institutionellen) Repräsentanten. In diesem Abschnitt wollen wir uns daher mit Prozessen der ‚Postkolonialen Transformation‘ auseinandersetzen – einem Begriff, der kürzlich u.a. durch Anna-Maria Brandstetter und Dieter Neubert (2002) in der deutschsprachigen Debatte verankert wurde und der uns am geeignetsten scheint, diejenigen – dialektisch ineinander greifenden – Aspekte der postkolonialen Diskussion zu erfassen, auf die sich auch der gedankliche Rahmen dieses Bandes bezieht: 1. die kritische Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus, 2. Prozesse der Dekolonisation und 3. die Auswirkung der Kolonialzeit auf heutige Gesellschaften in Afrika und darüber hinaus (Neubert 2002: 10). Dabei möchten wir im Vorfeld betonen, dass Prozesse postkolonialer Transformation nicht einförmig oder linear verlaufen und dass – im Hinblick auf die vielfältigen, teils in sich widersprüchlichen Ausprägungen, die postkoloniale Prozesse in unterschiedlichen Regionen der Welt kennzeichnen – richtigerweise von ‚postkolonialen Transformationen‘ gesprochen werden müsste. Wir haben jedoch, wie auch im Fall der Moderne(n), auf eine Pluralsetzung des Begriffs verzichtet, da wir davon ausgehen, dass die Vielschichtigkeit der mit diesen Themen verbundenen Debatten aus den Beiträgen des Buches selbst ersichtlich wird.

Die politische, soziale, kulturelle und geographische Neuordnung von Gesellschaften in Asien und Afrika während der Kolonialzeit – die mit der Einführung aufklärerisch-europäischer Bildungs-, Gesundheits- und Rechtssysteme einherging – verankerte in umfassender Weise die von evolutionistischem Gedankengut geprägte koloniale Praxis im Lebensalltag lokaler Bevölkerungen: Nicht nur wurden den kolonisierten Gesellschaften Institutionen übergestülpt, die in alle Lebensbereiche hineinwirkten – die sich größtenteils konträr zu bestehenden kulturellen und sozialen Organisationsmustern verhielten und die mit ‚rückständig-primitiven‘ Lebensweisen aufräumen wollten. Auch war koloniale Praxis – wie Megan Vaughan (1991) dies am Beispiel kolonialer Medizin eindrücklich beschrieb – in komplexer Weise darauf ausgerichtet, Gemeinschaften und Individuen zu disziplinieren und sich – im wörtlichen Sinne – in die körperlichen und psychischen Lebenswelten der Kolonisierten einzuschreiben. Achille Mbembe zeigte, dass dieser Prozess durch vielfältige Formen willkürlich eingesetzter Gewalt forciert wurde, die koloniale Macht etablierten, legitimierten und schließlich über mehrere Dekaden erhielten. Eine alle gesellschaftliche Sphären durchdringende Gewalt war somit die zentrale Erfahrung, mit der die lokalen Bevölkerungen – die von den Kolonialherren auf ‚Objekte mit tierähnlichen Eigen-

schaften' reduziert wurden – die koloniale Macht erlebten und durch die sie gezwungen wurden, Teil des kolonialen Systems zu werden und dieses durch die eigene Leistung immer weiter auszubauen (Mbembe 2001: 25ff.).

So weitreichend die Wirkung kolonialer Macht während der Zeit der Fremdherrschaft selbst war, so weitreichend waren und sind die Folgen, die koloniale Unterdrückung über das Ende der Kolonialzeit hinaus hatte. Schon bald nach der Unabhängigkeit, die viele Staaten Asiens und Afrikas in den ersten beiden Dekaden nach dem zweiten Weltkrieg erlangten, zeigte sich, dass eine „Soziologie der Dekolonisation“ (Grohs und Tibi 1973; vgl. auch Duara 2003) nicht alleine die Analyse der Übernahme politischer Verantwortung durch Führungskräfte aus den früheren Kolonien bedeutete. Als viel komplexer und diffiziler noch erwiesen sich die Transformationsprozesse in postkolonialen Staaten, die darauf ausgerichtet waren, die durch die Kolonialmächte geschaffenen sozialen und ökonomischen Ungleichheiten aufzuheben und die Kontrolle über die eigenen Lebenssituationen zu gewinnen: Am Ende der Kolonialzeit waren nicht nur Ökonomien, sondern auch Bildungs-, Rechts- und Gesundheitssysteme – zumindest in den höheren Rängen – fest in den Händen europäischer Eliten und mussten den indigenen Führungsschichten – die darauf zum großen Teil nicht ausreichend vorbereitet waren – überantwortet werden. Ein noch schwierigeres Unterfangen war es jedoch, in den ehemaligen Kolonien eine „Mentalität der Minderwertigkeit“ (Luig 2002b: 74) und eine Verinnerlichung der kolonialen Sicht auf die eigenen Lebenszusammenhänge abzubauen, wie Frantz Fanon dies bereits im Jahr 1952 vorausschauend beschrieben hatte. Hier spielte nicht nur die Tatsache eine Rolle, dass der Rückgriff auf europäische Kolonialsprachen das einzige Mittel war, mit dem sich die ehemals kolonisierten Gesellschaften auch nach dem Ende der Fremdherrschaft über ethnische und nationale Grenzen hinweg verständigen konnten. Auch waren die jungen Staaten mit der Herausforderung konfrontiert, sich – als ‚traditionsorientierte, oral geprägte Gesellschaften‘ einer eigenen Vergangenheit beraubt – zu einer gemeinsamen kulturellen und historischen Identität zu finden: Die Frage, wer diese Geschichte repräsentieren dürfe, wie kulturelle und ethnische Differenz in das Idealbild einer einheitlichen jungen Nation zu integrieren sei – und wer schließlich in der stark hierarchisierten, von den früheren westlichen Metropolen dominierten Wissensproduktion überhaupt eine ‚Stimme‘ erhalten könne (Spivak 1988) –, spielte dabei eine zentrale Rolle und ist bis heute stark umstritten (vgl. für Indien Chakrabarty 1992).

Die frühen Arbeiten zu Prozessen der Dekolonisation bezogen solche Schwierigkeiten, mit denen die ehemaligen Kolonien zu kämpfen hatten, in ihre Analysen durchaus ein. In kritisch-differenzierter – teilweise auch in ernüchterter Weise – thematisierten sie die Hürden und Blockaden, die die unabhängig gewordenen Staaten beim *nation-building* und auf ihrem Weg zur eigentlichen ‚Befreiung‘ überwinden mussten. Populär war in solchen Analysen der Bezug auf dependenztheoretische Ansätze, die Prozesse der Dekolonisation vor dem Hintergrund

internationaler Machtverhältnisse und eines westlichen Imperialismus situieren, um so auf international produzierte politisch-ökonomische Abhängigkeit hinzuweisen und die Gefahr eines drohenden Neo-Kolonialismus zu thematisieren. Doch während die Betrachtung postkolonialer Lebenszusammenhänge somit schon sehr bald von pessimistischen Einschätzungen geprägt war, kamen in den frühen Arbeiten zur Dekolonisation insgesamt deutlich mehr Aufbruchsstimmung und ein – teilweise dezidiertes – politisches Engagement zum Ausdruck, als dies in späteren Schriften über Postkolonialismus der Fall war. Vor diesem Hintergrund muss es gesehen werden, dass zum Beispiel die Idee des Pan-Afrikanismus, der auf dem Gedanken einer *African Personality* gründete und der im Streben nach einem kontinentalen politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluss zum Ausdruck kam, nicht nur in weiten Teilen des unabhängig gewordenen Afrika (z.B. Nkrumah 1963), sondern auch unter Sozialwissenschaftlern und unter Dritte-Welt-Aktivist*innen in Europa sehr populär war. Konjunktur hatten innerhalb und außerhalb vieler ehemaliger Kolonien außerdem sozialistisch orientierte Ideologien, die von romantisierenden Ideen ‚traditionell egalitärer‘ und gemeinschaftlich denkender bzw. handelnder Gesellschaften geprägt waren (für Bali vgl. Vickers 1989). Umso bitterer schien es, wenn solche verklärenden Idealbilder harsch zerrissen wurden – wenn, wie zum Beispiel in Tansania geschehen (von Oppen 2002), das idyllisch-verklärende Ideal einer bäuerlich-afrikanischen Gemeinschaft mit brutalen Zwangsumsiedlungen in *Ujamaa*-Dörfern verwirklicht wurde. Aber auch in anderen Regionen Afrikas und der Welt mehrten sich die Anzeichen, dass die Dekolonisation nicht mit einer wirklichen ‚Befreiung‘ einherging, sondern dass diese vielmehr von der Ausbildung indigener Eliten geprägt war, die ländliche Bevölkerungen ausbeuteten und die zur Überbürokratisierung und zu korrupten Praktiken neigten. Die Stimmen häuften sich, die auf Fehlentwicklungen in den unabhängig gewordenen Staaten hinwiesen und die diese Entwicklungen nicht mehr ausschließlich dem ‚westlichen Imperialismus‘ zuschrieben, der – in seinem Streben nach Macht und Kontrolle über Ressourcen und Rohstoffe – nicht einmal davor zurückschreckte, in den früheren Kolonien Diktaturen zu etablieren und Bürgerkriege durch strategisch eingesetzte Waffenlieferungen anzuheizen. Zunehmend wurden nun auch die Eliten in den ehemaligen Kolonien zum Gegenstand kritischer Analysen, indem diesen ein erheblicher Anteil an der Verantwortung für Prozesse zugeschrieben wurde, durch die sich Macht und Ressourcen in den Händen weniger verteilten (z. B. Bayart 1989).

Über die letzte Dekade betrachtet macht sich in der (westlichen) Betrachtung der Entwicklungen in ehemals kolonisierten Gesellschaften – die von korrupten Wahlen, autokratisch herrschenden Politikern, inter-ethnischer Gewalt und dem Entstehen immer neuer Krisenherde geprägt zu sein scheinen – zunehmender Pessimismus breit. Zwar wurden solche negativen Einschätzungen Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre ansatzweise von optimistischeren Analysen durchbrochen, die aus einem weltweit zu beobachtenden Schwung zur Demokratisie-

rung auch Hoffnungen für eine grundsätzliche Erneuerung politischer Systeme in Afrika oder auch dem Nahen Osten herleiteten. Doch ist der westliche Blick auf die nicht-westliche Welt – die in schicksalhafter Weise einem Trieb nach Selbstzerstörung und dem Beharren auf ‚Traditionen‘ ausgeliefert zu sein scheint – nach wie vor durch Prozesse des *Othering* gekennzeichnet, die in den ‚Krisenregionen‘ der Welt – in ganz ähnlicher Weise wie in der Kolonialzeit – all das vorfinden, was westlich-modernisierte Gesellschaften vom ‚Rest der Welt‘ unterscheidet (vgl. Hall 1996): Wie Edward Said (1978) dies am Beispiel der ‚Orientalismen‘ und Achille Mbembe (2001: 1ff.) mit Blick auf den ‚Krisenkontinent Afrika‘ nachgezeichnet haben, zeichnen sich ‚die Anderen‘ nach wie vor weniger durch das aus, was sie *sind*, als viel mehr durch das, was sie *nicht* sind.

In der Auseinandersetzung mit solchen Bildern und Diskursen, die sich vor allem in populärwissenschaftlichen Debatten und in Medienberichten beharrlich halten, spielt die Ethnologie eine wichtige Rolle und ist gleichzeitig mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert, die sowohl auf die Grenzen als auch auf die Stärken ethnologischen Arbeitens verweisen. So haben gerade sozialanthropologische Perspektiven, die akteurszentrierte Ansätze mit der Analyse der weiteren gesellschaftlichen Strukturen verbinden, ein wesentliches Potenzial entwickelt, gegen negative, stereotype und oft von Rassismen durchsetzte Wahrnehmungen anderer Kulturen anzuschreiben – und gleichzeitig ‚das Subjekt‘ im Kontext von Instabilität und Krise sichtbar zu machen (vgl. Mbembe 2001: 17): Ethnologie interessiert sich u.a. – und dies zeigen die Beiträge in diesem Sammelband sehr deutlich – wie Menschen in Afrika und anderen Regionen der Welt mit lokal, national und international produzierten Missständen umgehen und wie sie dabei die Widersprüche postkolonialer Entwicklungen, die sich im Kontext von Globalisierung und transnationaler Migration auch in unser unmittelbares Lebensumfeld hineinziehen, verarbeiten.

Doch während in dieser analytischen Herangehensweise – wie auch in den intensiven, oft auf lange Zeiträume angelegten Feldforschungen von Ethnologen, die mit ihrer primären Methode der ‚Teilnehmenden Beobachtung‘ ein Einfühlen und Eindringen in die Lebenszusammenhänge der untersuchten Gesellschaften erst zulässt – die eindeutigen Stärken der ethnologischen Perspektive liegen, sollte angemerkt werden, dass die ethnologische Betrachtung durchaus ambivalent ist. So hat die Ethnologie, die sich während der Kolonialzeit in enger Verstrickung mit den herrschenden Eliten befand, zu einem erheblichen Teil selbst dazu beigetragen, Stereotypen und exotisierende Bilder zu prägen, die bis heute in Debatten über ehemals kolonisierte Gesellschaften Konjunktur haben und die als Beleg dafür genommen werden, dass diese Gesellschaften im Großen und Ganzen unfähig zum Wandel seien (vgl. dazu Said 1978). So groß ist das Bewusstsein der Ethnologie von der eigenen Verhaftung im kolonialen Projekt, dass dies Anfang

bzw. Mitte der 1980er Jahre zu einer Krise der Disziplin geführt hat, innerhalb derer die Legitimation von Ethnologie *an sich* angezweifelt wurde. Symbolisch für diese Krise der Ethnologie steht dabei die *Writing-Culture-Debatte* (Clifford und Marcus 1986), die die ethnographische Autorität des Forschers in Frage stellte und gleichzeitig forderte, die dialogischen Prozesse und die sozialen Interaktionen, in denen sich ethnographisches Wissen – sowohl in der Feldforschung als auch in der Interpretation von Daten – konstituiert, in der schriftlichen Datenanalyse sichtbar zu machen (vgl. dazu auch Berg und Fuchs 1993).

Eine weitere Schwierigkeit, mit der die Ethnologie zu kämpfen hat, resultiert aus dem ihr eigenen Ansatz, der danach fragt, wie Menschen ihren Alltag – trotz der Konflikte und der Gewalt, die ihr Leben bestimmen können – gestalten. Aufgrund der häufigen Fokussierung auf eine abgegrenzte Gruppe oder eine spezifische Lokalität ist leicht die Gefahr gegeben, dass ein verklärender Blick auf ‚das Lokale‘ geworfen wird bzw. dass bestehende Machtverhältnisse verschleiert werden. Es ist daher auch hier wichtig, dass Ethnologen auf die Vernetzungen verweisen, die zwischen verschiedenen Lokalitäten und geschichtlichen Perioden bestehen und die das Handeln von Individuen, Gruppen und Institutionen über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg einordnen. Besondere Relevanz erhalten diese Aspekte in der Erforschung von Themen, wie sie gegenwärtige Diskussionen in der Ethnologie über kulturelle, politische und soziale Transformationsprozesse in einer transnational und global vernetzten Welt kennzeichnen und die daher auch in den Beiträgen zu diesem Buch eine zentrale Rolle spielen.

In der Analyse dieser Themen werden dabei einerseits auffällige Ähnlichkeiten mit Problemkonstellationen sichtbar, mit denen ehemalige Kolonien in der Zeit unmittelbar nach der Unabhängigkeit zu kämpfen hatten. Dazu gehören ökonomische und politische Reformprozesse, die heute wie damals vor dem Hintergrund internationaler Abhängigkeiten – so z. B. dem Einfluss von internationalen Programmen der Entwicklungszusammenarbeit bzw. von Strukturanpassungsmaßnahmen und den damit verknüpften Vorgaben für *good governance* etc. – zu sehen sind (Mbembe 2001: 66ff.; siehe auch Neubert 2002: 10ff.). Auffällige Ähnlichkeiten bestehen weiterhin darin, wie im politischen Aufbruch – der wie in den 1960er Jahren von einem Streben nach Demokratisierung gekennzeichnet ist – eine deutliche Kontinuität von kolonialen und postkolonialen Inszenierungen von Herrschaft und Macht erkennbar wird (siehe z. B. Werbner 1998a). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Neubewertung historischer Perioden und geschichtsträchtiger Orte, die – durch den Kolonialismus in negativer Weise geprägt und mit Bedeutungen versetzt – im Rahmen nationaler Kulturpolitiken, der Tourismusindustrie sowie in der globalen Wanderung von Bildern, Diskursen und Praxen neue Betrachtung erfahren. Eine Analyse postkolonialer Transformationen muss daher nicht zuletzt die Untersuchung von kollektiven und individuellen ‚Krisen der Erinnerung‘ (Werbner 1998b) mit einschließen.

Auf der anderen Seite zeichnet sich ab, dass selbst rezente Entwicklungen in postkolonialen Lebenszusammenhängen ihre Wurzeln in der Kolonialzeit haben und dass die Nachwirkungen kolonialer Herrschaft damit um ein Vielfaches weitreichender sind als dies oftmals angenommen wurde. Vor diesem Hintergrund sind z. B. Untersuchungen über die HIV/AIDS-Epidemie in Afrika anzusiedeln, insofern sich die Krankheit unter sozialen, politischen und ökonomischen Bedingungen ausbreitet, die zu einem großen Teil während der Kolonialzeit entstanden sind (Dawson 1988). Zum anderen ist in diesem Zusammenhang die Analyse von Gewalt und Rassismen zu betrachten: Diese nehmen oftmals geschlechtsspezifische Ausprägungen an und müssen – nicht nur auf der individuellen, sondern auch auf der kollektiven Ebene – hinsichtlich ihrer spezifischen Formen und Auswirkungen (z. B. Traumatisierung; in Migrationsprozessen) in Wechselwirkung mit den Erfahrungen kolonialer Gewalt gesehen werden (vgl. dazu Luig 2002b: 86ff.). Koloniale Herrschaft – ebenso wie die grundlegende kulturelle und soziale Re-Orientierung lokaler Gesellschaften während der Kolonialzeit – haben schließlich zu einer tiefgreifenden Transformation von Geschlechterbeziehungen geführt: Insbesondere sind es dabei die Arbeitsmigration und Umwälzungen in den Ökonomien, aber auch die Einführung von westlich geprägten Rechtssystemen und die Verbreitung christlicher Werte, die die Positionen zwischen Männern und Frauen neu bestimmt haben.

Mit den Themen, die wir in den letzten beiden Absätzen skizziert haben, befassen sich im weiteren Sinne auch die Artikel dieses Buches, die wir in vier Themenblöcken – 1) *Körper und Geschlecht*, 2) *Gewalt*, 3) *Gesellschaftliche und religiöse Dimensionen von Krankheit und Leid*, und 4) *Transnationale Räume, Natur und Landschaft* – zusammengefasst haben. Wie oben angedeutet, nehmen nicht alle der nachfolgenden Beiträge ausdrücklich Bezug auf Debatten um postkoloniale Transformation oder um Moderne. Dennoch sind die Artikel in ihrer Gesamtheit von dem offensichtlichen Bemühen gekennzeichnet, in historische Abläufe eingebettete Ereignisse zu durchleuchten und deutlich zu machen, wie Menschen und Institutionen mit den – teilweise aus der Kolonialzeit herrührenden – kulturellen und gesellschaftlichen Transformationen innerhalb einer global-vernetzten Moderne umgehen. Aus der Heterogenität der Forschungsthemen und -orte, die die Beiträge dabei vertreten, entsteht ein lebendiges Bild ethnologischer Perspektiven auf die heutige Welt, das seinen regionalen Schwerpunkt zwar auf dem subsaharischen Afrika hat, das aber gleichzeitig die vielfältigen Vernetzungen anerkennt, die eine überregional orientierte Ethnologie in Zeiten der Globalisierung und einer immer engeren Verflechtung der Welt (vgl. Hauser-Schäublin und Braukämper 2002) kennzeichnen.